



Universität Hamburg

HAMBURGER FORSCHUNGSBERICHTE

AUS DEM ARBEITSBEREICH

SOZIALPSYCHOLOGIE

-HAFOS-

**Zwischen Couch, Coaching und 'neuen kleinen Feldern' –
Perspektiven Angewandter Psychologie.
Beiträge zum 75jährigen Jubiläum der Gesellschaft zur Förderung
der Angewandten Psychologie e.V.**

**Mit Beiträgen von Hubert Feger, Christine Porschke,
Rainer H. Kluwe, Frank Baumgärtel, Sascha Kilburg,
Eva Kleinemeier, Carola Mai und Erich H. Witte.
Dokumentation einer Diskussionsveranstaltung der GeFAP in
Zusammenarbeit mit dem Berufsverband Deutscher
Psychologinnen und Psychologen, Landesgruppe Hamburg und
Sektion Politische Psychologie (BDP)**

HAFOS 2001 NR. 37

**Psychologisches Institut I der Universität Hamburg
Von-Melle-Park 6 20146 Hamburg**

**Zwischen Couch, Coaching und ‘neuen kleinen Feldern’ -
Perspektiven Angewandter Psychologie.**

**Beiträge zum 75jährigen Jubiläum der Gesellschaft zur
Förderung der Angewandten Psychologie e.V.**

**Mit Beiträgen von Hubert Feger, Christine Porschke, Rainer H. Kluwe,
Frank Baumgärtel, Sascha Kilburg, Eva Kleinemeier, Carola Mai und
Erich H. Witte.**

**Dokumentation einer Diskussionsveranstaltung der GeFAP in
Zusammenarbeit mit dem Berufsverband Deutscher
Psychologinnen und Psychologen, Landesgruppe Hamburg und
Sektion Politische Psychologie**

Herausgegeben von Erich H. Witte

Inhalt:

Hubert Feger:

Psychologie - Studium und Beruf 3

Christine Porschke:

Wirtschaftspsychologie 6

Rainer H. Kluwe:

Grundlagenforschung und Anwendungsbezug in der Psychologieausbildung8

Frank Baumgärtel:

Wie sollte die wissenschaftliche Psychologie
auf den Wandel der Anwendungsfelder reagieren? 11

Sascha Kilburg in Zusammenarbeit mit Eva Kleinemeier u. Carola Mai:

Die Reform beginnt im Kopf.
Überlegungen zu Studienreform/en in Psychologie
aus der Sicht von Studierenden 17

Erich H. Witte:

Wo ist die Universitätsausbildung im Fach Psychologie reformbedürftig?19

Hubert Feger: Psychologie: Studium und Beruf

Als ich 1960 mein Studium begann, war die Psychologie in Bonn noch im Schloß untergebracht. Dort sollten die Erstsemester begrüßt werden. Dazu hatten sich vor dem Hörsaal, zu dem eine breite Treppe hinaufführte, alle Studenten des Institutes versammelt, etwa 30 an der Zahl. Wir, die Neuankömmlinge, waren zu dritt, und wurden mit einigen Kommentaren bedacht: „Was, so viele?“ In den Jahren davor war maximal ein Studienanfänger erschienen. „Was wollen Sie später bloß machen?“, fragten die meist älteren Herrschaften, unter ihnen einige Nonnen, und wie sich später herausstellte – etliche Lehrerinnen und mehrere hohe griechische Offiziere. „Nichts gegen Sie, aber wer Psychologie studiert, sollte vorher schon einen ordentlichen Beruf ausgeübt haben.“ Wir haben alle drei unser gutes Auskommen gefunden. Das hat sicherlich viele Gründe. einen sollte man nicht vergessen: Die Psychologie hat es in Deutschland, aber auch und vor allem im angelsächsischen Raum immer wieder verstanden, das Feld ihrer Anwendung auszudehnen. Sie ist in die Breite gegangen, leider nicht so sehr in die Tiefe. Bitte bedenken Sie, daß wir in unserem Studium vor vierzig Jahren die ersten waren, die in Klinischer Psychologie geprüft wurden.

Oft erscheinen die neuen Bereiche, in denen es der Psychologie gelingt, ihre Dienste der Gesellschaft zu vermitteln, als Randfächer, Lehraufträge, Wahlpflichtfächer in Prüfungsordnungen und ähnliches. Hier nur ein Ausschnitt aus der Liste der Wahlpflichtfächer an der Freien Universität Berlin: „Theorie und Geschichte der Psychologie; Gemeindepsychologie; Kognitionspsychologie und Psychophysiologische Psychologie, Berufliche Entwicklung, Gesundheitspsychologie, Rechtspsychologie, Gerontopsychologie“. Sicherlich spiegeln sich in einigen Fächern die Schwerpunkte und Vorlieben einzelner örtlicher Hochschullehrer wieder. Aber es fällt auf, daß einige dieser Fächer, wie z. B. die Gesundheitspsychologie, auch an anderen Universitäten in der einen oder anderen Form vertreten sind. Wir sollten auch die Fachhochschulen in unsere Aufmerksamkeit einbeziehen. Dann zeigt sich, daß die Wirtschaftspsychologie (nicht zu verwechseln mit Arbeits-, Organisations- und Berufspsychologie) offensichtlich kritisches Potential erreicht hat. Bisweilen kann man mit bloßen Händen greifen, wenn für ein neues Gebiet die Zeit gekommen ist. So war beispielsweise das Fach „Evaluationsforschung“ jahrelang auf den Tagungen der Methodensektion der Deutschen Gesellschaft für Psychologie so gut wie nicht vertreten. Auf der letzten Tagung in Leipzig befaßte sich plötzlich gut die Hälfte der Vorträge mit dieser Thematik. Ich wage die Vorhersage, daß sich in diesem Bereich ein neues Betätigungsfeld für Psychologen auftut, wenn die Psychologen sich die Mühe machen, hier zu investieren. Jedenfalls sehen Pädagogen, Mediziner, Wirtschaftswissenschaftler und andere an dieser Stelle schon ihre Chancen. Gesellschaftliche Erwartungen sind, wie die Medien jeden Tag bestätigen, hier wie etwa auch in der Gerontopsychologie und der Gesundheitspsychologie relativ stark.

Wir Psychologen haben, was die Evaluation angeht, einiges zu bieten, was unsere Kollegen anderer fachlicher Herkunft nicht anzubieten haben. Graust es uns nicht, wenn in schlichter Naivität aus Rangreihen Mittelwerte gebildet werden, und die Datentheorie auch an anderen Stellen des Evaluationsprozesses nicht angemessen berücksichtigt wird? Und sind wir nicht nur in etlichen Bereiche der Datenanalyse aufgrund der allgemein schwierigen Lage in unserem Fach, sondern auch in der Erhebung Spezialisten? Wer, wenn nicht wir, wissen, wie Tests zu entwickeln, zu standardisieren und ihre Ergebnisse mit der nötigen Prise Salz zu

interpretieren sind? Gerade hier in Hamburg kommt in der Psychologie eine Gruppe von Hochschullehrern zusammen, die beispielsweise einen Masterstudiengang für Evaluationsforschung bestens anbieten könnten.

Natürlich kann man nicht ohne Zusammenarbeit mit den jeweiligen inhaltlichen Experten evaluieren. Das Verhältnis zu denen, die schon mit dem Gegenstand vertraut sind, ist maßgeblich. Ob sich eine umfassende Gesundheitspsychologie etablieren kann, hängt wesentlich von der Zusammenarbeit mit den Medizinern ab. Daß wir in Deutschland – im Gegensatz zu den USA – immer noch Nachholbedarf in Forensischer Psychologie haben, liegt nicht daran, daß wir nicht ausgezeichnete Fachvertreter hätten. Da waren schon vor uns andere auf dem Plan, und wir müssen überzeugen, daß wir anderes und wertvolles zusätzlich anzubieten haben. In Deutschland geschieht das gegen der Strich einer kulturellen Tradition, die immer noch Mühe hat, die naturwissenschaftliche Orientierung (neben und zugleich mit anderen Orientierungen) zu akzeptieren. Aber wie auch immer im einzelnen die Schwierigkeiten strukturiert sind, neue Felder warten auf die Pioniere, und wir sind ziemlich sicher, daß sich - wie in anderen Generationen auch – unsere besten Studenten erneut bewähren werden.

Als Clyde Coombs, der berühmte Sozialpsychologe und Begründer der Datentheorie, hier in Hamburg für ein Semester als Gastprofessor lehrte, schritt er eines Abends offensichtlich beunruhigt in unserem Wohnzimmer auf und ab. Dabei blätterte er in den Bewerbungsunterlagen eines Studenten, der demnächst in Ann Arbor bei ihm als graduate student arbeiten wollte. „Was für ein Problem hast Du? Ist der Mann nicht gut genug?“ – „Oh no, he is a straight-A man!“ – „So, what is the problem?“ – „I have already four.“

Das ist die klare Antwort, die jeder von uns als die richtige kennt, wenigstens als unverzichtbaren Teil der richtigen Antwort auf die Frage nach einer guten Ausbildung: Wir benötigen gute Dozenten, und das Zahlenverhältnis Lehrer/Schüler muß stimmen. Solange sich Bildungspolitiker aller Parteien weigern, das zu realisieren, sind die Sonntagsreden eben genau das. Auch die reichen USA können sich eine so intensive, persönliche, und im besten Sinn soziale Ausbildung aller Studenten nicht leisten. Ihre Lösung dieses Problems ist die strikte Unterscheidung zwischen undergraduates und graduates. Die ersten werden beispielsweise in Massenvorlesungen abgefertigt, wie ich 1964 eine in Berkeley erlebt habe. „Psychology (Psych 100)“ wurde für mehr als 2000 Haupt- und Nebenfachstudenten in drei Hörsäle übertragen. Bei den drei Examina während des Semesters warteten draußen die Krankenwagen – einige Studenten nahmen zu viel Aufputzmittel, andere zu viel Beruhigungsmittel.

Mir scheint diese Art der Problemlösung jedenfalls kein Grund, in den USA zu studieren. Auch die deutsche Lösung ist halbherzig. Sie trennt zwischen Grundlagenfächern und anwendungsorientierten Fächern. Viele Studenten durchheilen also – verständlicherweise – nun die sie nicht sonderlich interessierende erste Studienphase um nach dem Vordiplom endlich im ‚eigentlichen‘ Psychologiestudium anzukommen. Wäre eine Organisation des Studiums in Fächersäulen nicht sinnvoller? Die Fächer des Grundstudiums würden bis zum Diplom durchgezogen, ähnlich wie jetzt „Methodenlehre“ und „Evaluation und Forschungsmethoden“. Die anwendungsorientierten Fächer könnten im ersten Semester beginnen. Das, was sie an Theorie, Methoden und Empirie von den Grundlagenfächern benötigen, würde parallel vermittelt – Abstimmung ist auch hier unverzichtbar. Für die Grundlagenfächer ergäbe sich auch der Vorteil, Diplomanden betreuen zu können und nicht, wie heute mancherorts, „auszubluten“. Studenten könnten sich schon im ersten Semester prüfen, ob ihre Vorstellung von der Psychologie und sich selbst zusammenpassen. Zeit für mehr als ein Praktikum bliebe auch.

Vielleicht erlaubt die neue, gerade diskutierte Studienordnung solche Fächersäulen. Ideal wäre es, wenn der N. C. sich eher an der Aufnahmekapazität solcher Ausbildungszüge

ausrichten könnte als nur nach Engpässen wie Praktika. Es ist wahrscheinlich, daß nicht alle Universitäten alle Anwendungsfächer anbieten können.

Zugleich sollten einige Strukturschwächen in der Organisation unseres Faches beseitigt werden. Es gibt zu wenig Abstimmung und Koordination. Als gelungen habe ich jene Lehrveranstaltung erlebt, die jeder Student besuchen mußte, sobald er ein Thema für seine Diplomarbeit erhalten hatte. In der Lehrveranstaltung mußte er dann bald seine Disposition (schriftlich eingereicht, vierzehn Tage vor dem Diskussionstermin) erläutern. Anwesend wären nicht nur der Betreuer, sondern auch die Kollegen von der Methodenausbildung. Kam das Thema aus der Praxis, oft aus Praktika, dann war auch ein Vertreter der Praxis dabei. Wiedervorlage war möglich, und mit der Datenerhebung wurde erst begonnen, wenn der Plan zu Erhebung und Auswertung der Daten in der Veranstaltung abgesegnet waren. Auch der Dauer der Diplomarbeiten und den Noten hat diese intensive, kooperative Betreuung gutgetan.

Noch ein Wort zu den Strukturschwächen in unserem Fach. Es gibt zwar eine Vielzahl von Förderungsmöglichkeiten für die Forschung. Aber für die nicht themengebundene Grundlagenforschung gibt es eigentlich nur eine Quelle, die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Sie hat ein Monopol in unserem Fach, das insbesondere kaum eigenständige, themenoffene Industrieforschung aufweist. Vermutlich wird das auch so bleiben, was nach dem grundlagenbezogenen Selbstverständnis der DFG insbesondere die anwendungsorientierten Fächer trifft. Sie möchten in der Regel doch anwendungs-, und erst in zweiter Linie industrieorientiert sein. Hier wäre eine zweite freie Förderungsorganisation sehr wünschenswert. Von vorne herein wäre eine (europäische? angelsächsische?) Verbreiterung der Gutachterbasis wünschenswert, damit die neue Organisation nicht wie derzeit die alte sich sagen lassen muß (von einer selbst berufenen internationalen Gutachterkommission), sie sei für Neues nicht genügend aufgeschlossen. Kann man einer Institution zur Forschungsförderung eigentlich Schlimmeres vorhalten?

Es ist gut, daß die ‚Gesellschaft zur Förderung der Angewandten Psychologie‘ sich zusammen mit dem BDP sich der Thematik einer „produktiven Verschränkung von Theorie, wissenschaftlicher Ausbildung und Praxis der Psychologie“ angenommen hat. – einer ständigen Aufgabe, ganz im Sinne des Gründers William Stern.

Christine Porschke: Wirtschaftspsychologie

Außer einigen ersten Anfängen vor dem Zweiten Weltkrieg hat die Wirtschaftspsychologie an der Universität Hamburg noch keine lange Tradition. Erst seit Mitte 1999 bereichert die Wirtschaftspsychologie wieder die Lehrveranstaltungs- und Forschungsprogramme des Fachbereichs Psychologie. Aus diesem Grunde der mangelnden Vertrautheit stelle ich meinem Beitrag eine Definition voran, die für den heutigen Zweck festlegt, was wir unter Wirtschaftspsychologie verstehen wollen. Kurz gesagt befasst sich die Wirtschaftspsychologie mit der Betrachtung der psychologischen Aspekte wirtschaftswissenschaftlicher Fragestellungen. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf volkswirtschaftlichen Problemen, in Abgrenzung zur Arbeits-, Betriebs- und Organisationspsychologie, die sich überwiegend mit betriebswirtschaftlichen Themenstellungen beschäftigt. Der Übergang zwischen dem makroökonomischen Schwerpunkt der Wirtschaftspsychologie und dem mikroökonomischen Hauptgewicht der ABO-Psychologie ist fließend.

Beispiele für Problemkreise der Wirtschaftspsychologie sind: Markt und Konsum, Medien, Arbeitslosigkeit, Tarifverhandlungen, Steuern, Geld und Währung, Versicherungen, etc.

Als die drei wesentlichen Chancen der Wirtschaftspsychologie sehe ich die folgenden an:

- In der Praxis besteht ein extrem großer Bedarf an psychologischen Lösungsbeiträgen, da es letztendlich immer Menschen sind, die handeln. Nicht der Markt, das Geld oder die Börse verhalten sich in irgendeiner Form, sondern dies sind nur aggregierte Größen. Die Änderungen dieser Größen führen Menschen herbei. Wo andere Wissenschaften bei der Erklärung und Prognose dieses Verhaltens an ihre Grenzen gestoßen sind, kann die Psychologie wertvolle Beiträge leisten.
- Als große Chance betrachte ich die Tatsache, dass es in diesem Bereich viel Potenzial zur interdisziplinären Zusammenarbeit gibt: Da es um menschliches Handeln im wirtschaftlichen Kontext geht, sind zumindest die Psychologie und die Wirtschaftswissenschaften gefragt, unter Umständen aber auch noch andere Disziplinen. Auf diese Weise können einseitige Sichtweisen aufgebrochen und bessere Problemlösungen erarbeitet werden: nicht mehr ausschließlich das Bild des homo oeconomicus ist handlungsleitend und auch nicht das des homo psychologicus, sondern Aspekte aus beiden Anschauungen werden integriert. Neuen Erkenntnissen wird so Raum gegeben.
- In den oben genannten Bereichen ergeben sich neue berufliche Perspektiven für Wirtschaftspsychologen, da die Ökonomen nicht mehr ohne die Hilfe der Psychologen auskommen. Experimentelle Forschungen haben gezeigt, dass sich die Menschen nicht den ökonomischen Modellen entsprechend verhalten. Folglich müssen bei praktischen Fragestellungen Psychologen zu Rate gezogen werden. Vorstellbar sind zum Beispiel Tätigkeiten bei Geldinstituten, in der Medienbranche oder in staatlichen Institutionen:

Wie gehen Menschen mit Geld um?

Welche Wirkungen haben Medien?

Warum hinterziehen Menschen Steuern?

Diese und ähnliche Fragen wird der praktisch arbeitende Wirtschaftspsychologe zu klären haben.

Das Feld der Wirtschaftspsychologie bringt auch Probleme mit sich. Als die drei gravierendsten möchte ich hier die folgenden nennen:

- Es handelt sich bei der Wirtschaftspsychologie um ein bisher ungeschütztes Berufsfeld, in dem nicht immer Qualität gewährleistet ist. Dieses Problem wird dadurch verstärkt, dass es noch keinen ausreichenden Diskurs über Fragen der Ethik in diesem Bereich gibt.
- Zur Zeit herrscht in der Wirtschaftspsychologie noch eine relative Theorienarmut. Die Arbeit orientiert sich stark an der Praxis und zieht bruchstückhaft und unsystematisch Theorien aus anderen Gebieten der Psychologie zu Rate.
- Es bestehen noch verschiedene Zusammenarbeitshemmnisse zwischen den verschiedenen Disziplinen, die aus Vorurteilen, Kommunikationsbarrieren u.ä. resultieren. Nicht alle Beteiligten haben die Notwendigkeit einer interdisziplinären Zusammenarbeit bereits erkannt.

Die aufgezeigten Hemmnisse der Wirtschaftspsychologie erscheinen aus meiner Sicht keineswegs unüberwindbar. Für mich als Wirtschaftspsychologin stellen sie regelrecht die Herausforderung dar, die Chancen meiner Disziplin in die Welt zu tragen und zu zeigen, was die Psychologie zur Lösung wirtschaftswissenschaftlicher Fragestellungen beizutragen hat. Wir müssen den anderen Disziplinen zeigen, dass man mit Psychologen auch über wirtschaftswissenschaftliche Themen reden kann und ihnen die Chancen einer Zusammenarbeit vor Augen führen.

Rainer H. Kluwe: Grundlagenforschung und Anwendungsbezug in der Psychologieausbildung

Nahezu alle Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Psychologie haben in ihren Berichten zur Lage der Psychologie seit 1970 auf das Verhältnis von Angewandter Psychologie und psychologischer Grundlagenforschung Bezug genommen. Das Fazit der vorgetragenen Positionen ist eindeutig: Beides, Anwendung und Grundlagen sind untrennbare Bestandteile psychologischer Forschung und Ausbildung an den universitären Ausbildungsstätten. Die Psychologie, so hat es seinerzeit Kurt Pawlik am Ende seiner Amtszeit ausgedrückt, muß voll in beiden Verpflichtungen stehen (Kluwe, im Druck).

Natürlich ist es angebracht, daran zu erinnern, daß Grundlagenforschung Zeit benötigt, und nicht einem ständigen Druck des Nützlichkeitsnachweises und der Rechtfertigung unterliegen darf. Andererseits ist Angewandte Psychologie nicht von vorneherein schon deswegen vorzuziehen, weil sie sichtbaren Nutzen verspricht. Es gibt keine Kriterien dafür, a priori Statusunterschiede zwischen beiden festzulegen.

Seit geraumer Zeit wird verstärkt Anwendungsbezug in Forschung und Lehre eingefordert. Gegenwärtig ist diese Forderung im Zusammenhang mit den Überlegungen für die Einführung neuer Studienprogramme (Bachelor/ Masters) besonders aktuell geworden (vgl. Deutsche Gesellschaft für Psychologie 2000).

Dem ist grundsätzlich auch aus fachpolitischen Überlegungen zuzustimmen. Die Gründe hierfür sind vielfach. Zwei sind besonders zentral (vgl. Wissenschaftsrat, 2000b): Zum einen besteht ein gestiegener Bedarf nach akademisch ausgebildeten Arbeitskräften; zum anderen ist die Gesellschaft in immer stärkerem Maße auf die Einholung wissenschaftlicher Expertise bei der Beantwortung von Fragen des gesellschaftlichen Lebens angewiesen. Beispiele hierfür sind die Anforderungen in der Rechtsprechung, der Bereich der Gesundheitsprävention („public health“), Mensch-Maschine-Systeme, Einstellungen Minoritäten gegenüber usw.. Für die Psychologie, die in zunehmendem Maße in solche Prozesse einbezogen wird, stellt diese Entwicklung eine Herausforderung dar, noch mehr als bisher, Expertise für die Gesellschaft bereitzustellen. Dies schließt im Übrigen eine seriöse Medienarbeit, etwa in Form eines Wissenschaftsportals für Psychologie, ein.

In der Konsequenz heißt dies, nicht nur die Anstrengungen in der psychologischen Grundlagenforschung und in der Vermittlung wissenschaftlicher Grundlagenkenntnisse weiter zu steigern, sondern auch die angewandte Psychologie zu stärken. Dem unübersehbaren Erfolg der psychologischen Grundlagenforschung, etwa indiziert durch die Förderungsparameter der DFG, dem hohen Ansehen der Psychologie als forschungsintensives, interdisziplinär orientiertes Fach, entspricht nicht immer die Reputation der Psychologie als angewandte Disziplin. Diese ist verbesserungsfähig, v.a. hinsichtlich der Qualität berufspraktischer Tätigkeit. Noch immer wird das Bild der Psychologie in der Öffentlichkeit von zu vielen mediokren Vertretern/innen bestimmt, die fragwürdige Trainings- und Therapieangebote verkaufen, und solchen die in den Medien mitunter haarsträubende Statements abgeben. Dies gilt für praktische tätige Psychologen/innen wie auch für Angehörige von Universitäten und Fachhochschulen.

Wünschenswert ist eine Verbreiterung des Spektrums berufspraktischer psychologischer Tätigkeit über die noch dominierende Tätigkeit von Psychotherapeut/in hinaus auf andere Segmente des Arbeitsmarktes wie Verkehr, Recht, Gesundheitsprävention/-förderung, Medien, Human Factors, Rehabilitation, Sport, usw.. Dazu müssen im Studium entsprechende

Voraussetzungen sowie seriöse akkreditierte Weiterbildungsangebote für berufsqualifizierende Spezialisierungen geschaffen werden.

Bezüglich der Intensivierung von anwendungsbezogener Forschung ist zwischen verschiedenen Formen angewandter Forschung zu unterscheiden (Kluwe, im Druck): (a) Nutzbarmachen von Ergebnissen der Grundlagenforschung: Ziel ist die Ausschöpfung des Potentials von Grundlagenergebnissen für die Anwendung. Ein Beispiel ist die Nutzung von Ergebnissen zur kortikalen Plastizität für die Rehabilitation von Schlaganfallpatienten. (b) Entwicklung von Methoden, Instrumenten, Verfahren für die Anwendung, deren Einsatz und Erprobung für konkrete Problemstellungen jedoch noch aussteht. Zum Beispiel die Entwicklung eines neuen Interfaces für die Prozeßkontrolle, oder eines Expertensystems für Entscheidungsunterstützung. (c) Lösung von extern formulierten Problemen durch Anwendung von Methoden und Befunden der Psychologie, z.B. die Entwicklung eines Trainingsprogramms zur Stressprävention für Mitarbeiter eines Unternehmens, die Entwicklung von Verfahren zur Bestimmung subjektiv angenehmer Motorengeräusche bei Pkw.

Diese Unterscheidung ist aus zwei wissenschaftspraktischen Gründen bedeutsam: je nach Art der angewandten Forschung können verschiedene Geldgeber auftreten; insbesondere für die in (b) und (c) angesprochenen Formen sind außeruniversitäre Geldgeber, wie z.B.

Unternehmen wichtig. Dies ist in der Psychologie noch zu wenig der Fall; Drittmittel dieser Art sind, ähnlich wie in den Ingenieurwissenschaften, adäquat in die Verfahren zur Evaluation der wissenschaftlichen Leistungen von universitären Psychologen einzubeziehen. Der zweite Grund für die Wichtigkeit dieser Unterscheidung bezieht sich auf die Folgen für die Publikationspraxis. Je nach Art der angewandten Forschung kommen unterschiedliche Adressatenkreise und damit Publikationsorgane in Frage.

Eine Stärkung angewandter Forschung wäre nicht zuletzt deshalb wünschenswert, weil die Psychologie dadurch vermehrt zur Lösung und Bewältigung von Problemstellungen in unserer Gesellschaft beiträgt. Dies erhöht das Ansehen des Faches und damit auch die Bereitschaft, Mittel für psychologische Forschung und Ausbildung bereitzustellen.

In der universitären Ausbildung darf die Intensivierung des Anwendungsbezugs nicht implizieren, daß die Vermittlung von Methoden und Befunden der Grundlagenforschung hintantritt. Beides gehört zusammen, wenn Anwendungsbezug nicht zur Vermittlung von unreflektiert angewendeten Routinetechniken herabgestuft werden soll. Dies würde auch das Qualifikationsprofil der Absolventen unnötig einengen. So wird es z.B. notwendig sein, die Psychotherapieausbildung stets mit den Grundlagen der allgemeinpsychologischen Forschung sowie mit jenen der klinisch-psychologischen Forschung zu verbinden. Umgekehrt ist es aber auch notwendig, Grundlagenausbildung gezielt mit anwendungsbezogener Ausbildung zu verknüpfen.

Die Anforderungen an die universitäre Ausbildung sind heute vielfältiger Art, wenn man etwa die jüngsten Empfehlungen des Wissenschaftsrats heranzieht (Wissenschaftsrat 2000a;b). Ein einziger, allgemeinbildender Studiengang für das Psychologie wird diesen Anforderungen sicherlich nicht gerecht werden können. Abgesehen von den noch bestehenden Unsicherheiten bezüglich des Werts von BA-Abschlüssen würden MA-Programme einer differenzierten universitären Ausbildung entgegenkommen, die zugleich Schwerpunktbildungen der Institute begünstigt. Dabei sind Programme denkbar, die stärker grundlagen- und forschungsorientiert sind, gegenüber Programmen, die Schwerpunkte im Anwendungsbezug haben. Beide sollten in Doktorandenprogramme übergehen können. Wollte man am Diplom als Abschluß festhalten, dann wird sicher eine Binnendifferenzierung des Studiums erforderlich sein, die nach dem Vordiplom den Studierenden die Möglichkeit gibt, durch Verknüpfung geeigneter Studienmodule stärker forschungs- oder stärker anwendungsorientiert ausgebildet zu werden. Es ist auch vorstellbar, daß ein ganzer Studiengang eines Instituts die Gewichte auf Grundlagenforschung (z.B.

Kognitonswissenschaft, kognitive Neurowissenschaft) legt, gegenüber einem Institut das einen Studienschwerpunkt mit starkem Anwendungsbezug (z.B. Gesundheitsförderung und -prävention, Mensch-Maschine-Interaktion) legt. Die Schwerpunktsetzung darf jedoch in beiden Fällen nicht zu einer Einengung des Studiums und zu einer Ausdünnung der Grundlagenausbildung führen. Sie sollte weiter über die Institute hinweg ein Mindestmaß an Vergleichbarkeit sicherstellen. In diesem Zusammenhang ist auch vermehrt daran zu denken, Studienprogramme mit substantiellen Anteilen der Psychologie an Fachhochschulen einzurichten. Den Vorgaben der KMK entsprechend verfolgen die Fachhochschulen einen von der universitären Ausbildung zu unterscheidenden Ausbildungsauftrag. Es ist wünschenswert, interdisziplinäre, auf spezifische Segmente des Arbeitsmarkts ausgerichtete, anwendungsorientierte Fachhochschulprogramme unter Einshluß von Teilgebieten der Psychologie einzurichten. Damit wird auch den Interessen eines großen Teils der Studierenden Rechnung getragen. Die gegenwärtige Situation der Universitäten läßt Spielraum für innovative Konzeptionen zu; dieser sollte auch in der Psychologie genutzt werden.

Literatur

- Deutsche Gesellschaft für Psychologie, (2000). Stellungnahme des Vorstands der Deutschen Gesellschaft für Psychologie zur Erprobung von neuen Studiengängen mit international vergleichbaren Abschlüssen (Bachelor/Master). Psychologische Rundschau 51, 1, 46-50.
- Kluwe, R.H. (2001) Bericht zur Lage der Psychologie: Perspektiven der Fortentwicklung einer erfolgreichen Wissenschaft. Psychologische Rundschau, im Druck.
- Wissenschaftsrat, (2000a). Empfehlungen zur Einführung neuer Studienstrukturen und -abschlüsse (Bakkalaureus/Bachelor-Magister/Master) in Deutschland. Berlin. Drs. 4418/00.
- Wissenschaftsrat, (2000b). Thesen zur künftigen Entwicklung des Wissenschaftssystems in Deutschland. Berlin. Drs. 459/00.

Frank Baumgärtel: Wie sollte die wissenschaftliche Psychologie auf den Wandel der Anwendungsfelder reagieren?

Diese Aufgabenstellung beinhaltet schon den Zwang einer Feststellung, der in der Karikatur eines armen Probanden festgehalten ist, von dem in einem Fragebogen die Antwort gefordert wird zur Frage: „Wann haben Sie aufgehört ihre Frau zu schlagen?“

Da ich als Wissenschaftler und nicht als Angeklagter angesprochen bin, könnte ich mich einer sehr beliebten „modernen“ Technik bedienen: ausweichend auf die Metaebene könnte ich zunächst zwei Dinge infrage stellen: das wäre die Wissenschaft Psychologie zum einen und der fragliche Wandel der Anwendungsfelder. So hätte ich mich in die Aufgabe gestürzt und vielleicht übersehen, was ebenfalls ein sehr modernes Paradigma ist: die „KONTEXTABHÄNGIGKEIT“.

Was ist also zunächst der Kontext:

- Die Psychologie ist anerkannt als ein Gebiet, das im täglichen Leben in vielfältiger Weise nutzbringend verwendet werden kann. (Damit ist nicht gesagt, daß dies auch unbedingt von Psychologen getan werden muß, noch weniger ist damit gesagt, daß alles, was unter diesem Label angeboten wird auch schon der Psychologie zugeordnet werden muß).
- Die Psychologie wird als wissenschaftlich anerkannt d.h. sie ist nicht ausschließlich ekklektisch, aphoristisch sondern man kann Regeln für Erkenntnisse und Handlungen definieren, die aus der Lehre Psychologie abgeleitet werden.
- Die Gesellschaft auf ihrem Wege von der Primärerfahrung zur gestalteten (medial vermittelten) Secudärerfahrung ihrer Mitglieder bedarf, um nicht verantwortungslos zu sein, der Bedeutungszuordnung und bedient sich dabei der Wissenschaft. Diese Bedienung geschieht, wie auch bei anderen Wissenschaften (z.B. der Pädagogik oder der Medizin) in einer Weise, daß wissenschaftliche Vorgehensweisen, Erkenntnisse und Schlußfolgerungsmöglichkeiten transformiert werden in alltägliche Regeln und in eine alltägliche Sprache.

Gerade dieser letzte Umstand mag einem Vertreter aus dem Gral der hehren Wissenschaft wie Kluwe (in seinem Statement zu dieser Veranstaltung) heilige Schauer der Entrüstung entlocken, wenn er davon spricht, daß „mediokre Vertreter... mitunter haarsträubende Statements abgeben“ - gleichwohl sollte dies einer Wissenschaft nichts schaden. Eher schon sollte sich die Wissenschaft um eine gesittete Transformation ihres Wissens selbst bemühen um der Unzucht Grenzen zu setzen.

Damit sind wir gleichzeitig bei der Wissenschaft und ihren Vertretern: Es ist sicher Aufgabe einer Wissenschaft, ihre Lehre durch Regeln zu Erweitern und weiter zu entwickeln. Dies muß nach der Analyse des Kontextes sicher in zweierlei Weise geschehen: zum einen auf der Ebene aller Wissenschaften. Hier kommt es darauf an sowohl die jeweilige Wissenschaft an sich zu vervollkommen, es kommt aber auch auf die wechselseitige Befruchtung verschiedener Wissenschaften an.

Da die Psychologie zu den Humanwissenschaften gehört, was sie anfällig für das Humane wie das Triviale macht, wird sie in erster Linie mit anderen Humanwissenschaften in Austausch treten müssen und es wird ein steter Kampf um die Grenzen entstehen.

Betrachten wir aktuell die Entwicklung der Psychotherapie in der Realität, so haben wir festzustellen, daß eine andere Humanwissenschaft (die Medizin), die keinerlei interne Paradigmen zur Psychotherapie entwickelt hat und deren Menschenbild in keiner Weise zur Befruchtung der Psychotherapie beigetragen hat, da sie das Leib-Seele-Problem nach wie vor verdrängt oder mechanistisch (mit einem moderneren Ausdruck: 'neurophysiologisch') zu bewältigen versucht, sich aus reinen (auch gesellschaftlich gestützten) macht(und markt-)politischen Erwägungen dieses Gebietes bemächtigt hat. Es wird sicher nur in Randbereichen zu Austauschprozessen zwischen den Wissenschaften kommen. Im Kern wird sich die Psychotherapie in der Praxis als ein eigenständiges Berufsfeld entwickeln, in der Theorie wegen der fehlenden (gesellschaftlichen und wirtschaftlichen) psychologischen Infrastruktur wird es eher zu einer wissenschaftlichen Adoption (mit allen Stiefkindproblematiken) durch die Medizin kommen. Da hilft es auch wenig, wenn einige Vertreter der Psychologie dem auch noch entgegenkommen und ihr Arbeitsgebiet Verhaltens*medizin* nennen. Die Anpassung der Verhaltenspsychologie an den industriell-medizinischen Komplex hat dort zwar einige Anerkennung gefunden, dem gestandenen Psychologen wird jedoch schwindelig angesichts der Geschwindigkeit, mit der psychologische Erkenntnisse aus dem Gebiet der Differentiellen und Klinischen Psychologie zusammen mit dem erreichten hohen Stand psychologischer Diagnostik über Bord geworfen werden und die praktischen Persönlichkeitsmodelle und -diagnostika stromlinienförmig an die kassen-ökonomische Verwertbarkeit von Systemen wie dem DSM X angepaßt werden. Die Patienten werden dann nach dem Diagnosesystem gesucht und nicht, wie es nach wissenschaftlichen Grundsätzen notwendig wäre umgekehrt. Andere Grenzproblematiken werden zu den „neuen“ Formen der Humanwissenschaften entstehen (als Beispiel möchte ich die Berufsfelder der Beratung, der Gesundheitswissenschaften, der diversen Trainings- und Managements-Felder im Umkreis der Wirtschaft nennen): Diese sind zum großen Teil noch auf der Suche nach spezifischen wissenschaftlichen Grundlagen, da sie sich meist aus der wirtschaftlichen Notwendigkeit heraus gebildet haben und nicht aus der Unvollkommenheit wissenschaftlicher Lehrsätze). Daher wird es auch weiterhin zu einem wissenschaftlichen Kannibalismus kommen, der automatisch eine Entdifferenzierung der Basislehrsätze beinhaltet. Die Stammwissenschaften sollten hier als Aufgabe begreifen, offensiv die *Ver*-wertung und nicht *Ent*-wertung ihres Wissensbestandes mit zu betreiben. Dazu bedarf es allerdings, wie im trivialen Leben, eines gewissen Selbstbewußtseins und keine Ängste um die Fragilität der eigenen Wissenschaft. Die Bissigkeit, mit der einige Vertreter unserer Wissenschaft die entstehenden Nachbargebiete kommentieren, läßt jedoch auf ein Defizit im Selbstbewußtsein schließen. Allerdings muß ich hinzufügen, daß ein solches Selbstbewußtsein auch nicht an der Universität vermittelt wird. Zum einen ist es Bestandteil unseres Ausbildungsverständnisses (vorzugsweise Thesen kritisch zu reflektieren) zum anderen ist es der Psychologie, vielleicht ob ihrer Jugend als systematische Wissenschaft, auch noch nicht gelungen in weiten Bereichen eine Kanonisierung ihres Wissens zu erreichen und damit auch zu lehren.

Damit habe ich schon eine zentrale Schlußfolgerung zum mir gestellten Thema vorbereitet:

Die Wissenschaft Psychologie sollte sich verstärkt um eine Kanonisierung ihrer zentralen Erkenntnisse und Forschungsmethoden bemühen (von mir aus durchaus unter Hintanstellung der neuen und interessanten Randfelder). Dies würde zum einen mit Sicherheit zu einem deutlicher wahrgenommenen Profil in der Öffentlichkeit führen, zum anderen würde es den Universitätsabsolventen eine größere Chance zur Identifikation mit der Psychologie bieten.

Eine solche These sollte aber nicht als Einschränkung begriffen werden, vielmehr erwarte ich damit ein größeres Standing gegenüber aktuellen Entwicklungen.

Damit meine ich, daß die Wissenschaft Psychologie nicht allein von ihren Wissenschaftler(inne)n lebt, sondern von ihren Absolventen in mindestens gleichem Maße. Solange mir von den Kolleg(inn)en aus der Praxis noch so häufig wie jetzt der Satz entgegengebracht wird: „Das meiste, was ich in meinem Beruf brauche, habe ich nicht an der Uni gelernt“ und damit gemeint ist, daß die Brötchen nicht mit dem Uniwissen verdient werden, so lange werden gravierende Fehler in der Lehre gemacht. Und so lange werden wir auch nicht erwarten können, daß Psychologie als eine Wissenschaft angesehen wird, die man erlernen und begreifen muß, sondern als ein Steinbruch, aus dem man sich das eine oder andere Nützliche herausnehmen und (in erster Linie unter Aufgabe der Wissenschaftlichkeit) zurechthauen muß, um es individuell nutzen zu können.

Ein Steinbruch mag zwar vieles hergeben, fruchtbar wird er dadurch noch lange nicht! Dies leitet zu einem zweiten Hauptproblem über, das ich sehe: Das der Fruchtbarkeit psychologischer Erkenntnisse vor dem Hintergrund der sich wandelnden Anforderungen in der Gesellschaft und des Wandels wissenschaftlicher Erkenntnisformen auch der Nachbarwissenschaften:

Will ich wissenschaftliche Erkenntnisse für einen Wandel nutzbar machen, so muß ich ihre Berechtigung und ihre Generalisierungsmöglichkeiten vor dem Hintergrund der Anforderungen prüfbar machen. Einfach gesagt: was nutzt eine Erkenntnis (zu einem Zeitpunkt, an einer bestimmten Stichprobe), wenn diese nicht im anderen Kontext (zu einer anderen Zeit, unter anderen Bedingungen) gültig ist oder die Ausweitung eines Anwendungssatzes nicht ableitbar ist (z.B. auf andere Stichproben). Eine empirische Wissenschaft bedarf einer Zeit der Entwicklung und Prüfung unter Laborbedingungen, ihre Weiterentwicklung im eben gesagten Sinne braucht jedoch das reale Umfeld und die vielfache Prüfung.

Historisch gesehen ist in der Psychologie bisher (vielleicht auch wegen des verengten Blickes auf die Naturwissenschaften) viel Aufmerksamkeit gelenkt worden auf die strenge experimentelle Kontrolle und die Prüfung der Erkenntnisse an der großen Zahl. Viel weniger Wert ist auf die Alltagstauglichkeit und auf die alltäglichen Bedingungen gelegt worden. Auch heute noch dominiert in der Universitätsausbildung die Vermittlung von Prüfmethoden und -kriterien, die keineswegs z.B. alltägliche Entscheidungswahrscheinlichkeiten oder Entscheidungsalternativen berücksichtigen.

Es existieren zwar theoretische Modelle wie bei Veränderung der Randbedingungen es zu einer Veränderung der Entscheidungsregeln kommen kann, aber es existieren praktisch keine einer natürlichen Umgebung entnommenen oder auf eine natürliche Umgebung anwendbaren Beschreibungen, welche Variablen und Variablengefüge hier bevorzugt oder generalisierbar anzuwenden sind. (als Beispiel mögen die Inkompatibilitäten der Erkenntnisse zur menschlichen Partnerbindung und die realen Verknüpfungen im Falle eines Beziehungsbruches gelten. Auch wenn wir mittlerweile von der Vorstellung, dies sei hauptsächlich Charaktersache, abgerückt sind und die Modelle der Netzwerkressourcen zunehmend an Bedeutung gewinnen, so ist das, was wir wissenschaftlich dazu sagen und „medioker“ vertreten können noch meilenweit von dem entfernt, was eine simple (weil unstudierte) Familie im Falle einer Trennung berücksichtigen muß.

Dies führt mich zu der Schlußfolgerung, daß es zur Prüfung der theoretisch gefundenen Lehrsätze einer permanenten empirischen Überprüfung *aus der Praxis heraus* bedarf. Dazu muß die Wissenschaft aber den Praktikern auch Prüfmöglichkeiten liefern. Dies tut sie bisher nur in kaum wahrnehmbaren Maße (so ist der kleine Aufsatz von LIENERT, 1962 zu statistischen Schnelltests mit kleinen Stichproben über sehr lange Zeit völlig unbeachtet geblieben, obwohl er gerade (unter bewußter Reduktion überzogener theoretischer Anforderungen, aber unter Wahrung wissenschaftlicher Grundsätze) für die Praxis anwendbare Methoden demonstriert.). Erst 1998 wurde vom Autor zusammen mit Bortz (Bortz & Lienert, 1998) ein vergleichbares Buch veröffentlicht, das den Umweg über die 2000

Seiten der „Verteilungsfreien Methoden“ Lienerts(1975) gegangen ist , mit seinen 405 Seiten aber immer noch dem Praktiker eine zu hohe Schwelle setzt.

Man mag als Wissenschaftler erschauern vor der Vorstellung, daß „die Praktiker“ besonders gerne nach „Rezeptbüchern“ schielen (in diesem ihren Kunden gar nicht unähnlich), dabei vergißt man aber leicht, daß es eines großen Könnens bedarf, um aus der komplexen Wissenschaft ein gutes, praktisch verwendbares Kochbuch zu destillieren. Der Weg vom studierten Öko-Ernährungstrophologen zum schlichten Hausmann mag weit erscheinen, er ist aber gangbar, wenn auch noch nicht vergleichbar in der Psychologie.

Daran schließt ich meine zweite These an:

Die wissenschaftliche Psychologie muß nach dem Aufbau ihres Systems nunmehr verstärkt an einer Transponierung in die Praxis arbeiten. Nicht zuletzt ist einer der Reste der Kritischen Psychologie, der Zeit überdauert hat um den Begriff der „praktischen Relevanz“ (Holzkamp.....) zentriert.

Das bedeutet aber auch, daß die Stellen im Wissenschaftsbereich weiterhin nicht ausschließlich nach der Neuartigkeit und Abstraktion der wissenschaftlichen Leistung besetzt werden, sondern nach der Präzision der Anwendung.

Das leitet mich zum letzten Punkt über, den ich ansprechen möchte - die Wissenschaftspolitik:

In der Forschungsförderung dominiert weiterhin der Bereich der Grundlagenforschung. Es wird hier vorwiegend „Schwerpunktforschung“ gefördert und dies bedeutet in der Tradition des „Sputnikschocks“ der frühen 60-er Jahre die Förderung vorzugsweise an der Naturwissenschaft orientierten Forschung von immer kleineren Teilgebieten der Theorien. Hinzu kommt die Vorstellung, daß ein physikalisch - körperliches Substrat und seine Funktion (z. B. analog physikalischer Phänomene eines beliebigen Kristales) in seiner Wertigkeit höher zu veranschlagen ist als ein seelisches Phänomen. Dies ist gesellschaftlich bedingt: Ein Vorschlag aus der Psychologie zur Gestaltung von Arbeitsräumen, der sich auf die Helligkeit der Beleuchtung oder dem Zusammenhang zwischen Sauerstoffrespiration und Arbeitsleistung bezieht, wird auch von anderen Berufen verstanden und allemal schneller umgesetzt als ein Vorschlag zur Gestaltung von Arbeitsräumen, der sich auf gruppensdynamische Paradigmen bezieht.

Der Bereich der Pädagogischen Psychologie oder der Beratungspsychologie kann hier ein Lied von den Schwierigkeiten singen, psychologisch abgesicherte (aber auch komplexere) Erkenntnisse und Prozeduren zu erforschen und zu vermarkten: Die Erforschung und Anwendung eines „Anti- Aggressionstrainings“ wird schnell gefördert, Die Erforschung der komplexen familialen und gesellschaftlichen Sozialisationsprozesse zum gleichen Phänomen wird nur selten gefördert, weil die Komplexität und die Langfristigkeit einer solchen Forschung und Anwendung dem Zeitgeist der Wahlperiodik widerspricht.

Die Beispiele ließen sich beliebig vervielfältigen.

Ein weiterer Aspekt der gleichen Facette ist die Vorstellung, (u.a.) die Psychologie sei ein zu umfangreiches Gebiet, als daß sie praktische Relevanz haben könnte. Sie zu erlernen ist zu zeitintensiv. Der viel gehörte Satz „Aller fünf Jahre ist unser Wissen veraltet“ ist schlicht unsinnig. Wissen kann nicht veralten, es kann durch neue, bessere Erkenntnisse sich als falsch erweisen, es kann auch in seiner Verwertbarkeit sich verändern. Dieser letzte Sinn ist wieder das kontextbestimmte dominierende Element, das leicht übersehen wird: Wenn heute praxisorientierte „kleinere“ Studien- und Berufsgebiete auf Fachhochschulniveau vorrangig gefördert werden, geht es nicht darum, daß die wissenschaftlichen Erkenntnisse sich weitgehend oder in ihrer Generalisierung als falsch erwiesen haben, sondern daß kleinere Gebiete schneller zu vermitteln sind, daß praxeologisches Wissen schneller zu erlernen ist und den Fähigkeiten vieler Aspiranten eher entgegenkommt. Dies folgt einem aktuellen

gesellschaftlichen Trend: Die Last der lebenslangen Existenzsicherung wird von der Gesellschaft auf den Einzelnen verlagert. Wir beobachten allerorten, daß die Privatisierung eine Entlastung der Industrie und der öffentlichen Hand bedeutet, daß es aber auch eine (nicht zu unterschätzende) Belastung des Einzelnen bringt.

Wir haben uns an den euphorischen Unterton gewöhnt, der beim Begriff des „lebenslangen Lernens“ mitschwingt: da denkt man an „jung bleiben“, „wieder auffrischen“, „neue lustvolle Erfahrungen sammeln“ und keineswegs daran, daß mit dem lebenslangen Lernen ein Wegwerfen von Gelerntem, ein Abwerten von Erfahrungen bedeutet. Dieses aber sind Hauptkonstituenten der psychologischen Identität.

Ich möchte damit keineswegs gegen eine zweite Ebene der Ausbildung, der begrenzten praxeologischen Ausbildung in gesellschaftlich und privat schneller und leichter zu verwertenden Teilbereichen plädieren. Es kann sich als , auch für den Einzelnen, durchaus glücklicheren Umstand erweisen, sich in einem aus mehreren Wissenschaftsgebieten zusammengesetztes Praxisfeld ausbilden zu lassen. Diese Felder stehen aber noch in der Entwicklung und ich sehe gegenwärtig (außer dem industriellen Verwertungs- und dem öffentlichen Kosten-gesichtspunkt) noch kein sinnvolles Prinzip der Schaffung dieser neuen Berufsfelder. Auch sehe ich bei der Entstehung eher den kannibalistischen Gesichtspunkt im Vordergrund: Nicht ein nach einem übergeordneten Prinzip integriertes Vorgehen dominiert sondern ein sich aus verschiedenen Gebieten etwas zusammenzustoppeln, das sich (hoffentlich) als lern- und anwendbar erweisen wird.

Damit wird aber auch ein Scheitern zum privatisierten Risiko der Absolventen und nicht zu einem peinlichen Beweis der Inkompetenz derer, die dies gegenwärtig (unwissenschaftlich) schaffen.

Meine abschließende These:

Die Schaffung neuer, intersziplinärer oder subdisziplinärer Fachhochschulstudiengänge ist nicht primär unter dem Verwertungsgesichtspunkt voranzutreiben, sondern unter dem langfristigen Gesichtspunkt der Lastenteilung zwischen Individuum und Gesellschaft. Dieser Prozeß sollte auch nicht primär unter dem Verwertungsgesichtspunkt geschehen, sondern sollte nach wissenschaftliche Kriterien einer interdisziplinären Integration geschehen. Und für diesen Aspekt ist die wissenschaftliche Ausbildung im klassischen Sinne gefragt; denn nur sie gewährleistet einen kontrollierten, kompetenten Übergangsprozeß.

Literatur:

Bortz, J. & Lienert, G.A. (1998). Kurzgefaßte Statistik für die klinische Forschung - Ein praktischer Leitfaden für die Analyse kleiner Stichproben. Berlin. Springer.

Holzkamp, K. (1970). Zum Problem der Relevanz psychologischer Forschung für die Praxis. *Diagnostica*. 21 1-22.

Lienert, G.A. (1962). Die zufallskritische Beurteilung psychologischer Variablen mittels verteilungsfreier Schnelltests. *Psychologische Beiträge*. 7, S. 183 - 217.

**Sascha Kilburg, in Zusammenarbeit mit Eva Kleinemeier und
Carola Mai:
Die Reform beginnt im Kopf. Überlegungen zu Studienreform/en
in Psychologie aus der Sicht von Studierenden**

Wo ist die Universität reformbedürftig? Darauf wird man viele Antworten und auch gleich so manchen Lösungsvorschlag erhalten. Doch Analysen wie Vorschläge klaffen weit auseinander. Vielen Studierenden vermitteln sie einen abschreckenden Eindruck: All die kleinen und großen Probleme scheinen unüberschaubar verstrickt, und fängt man erst eines an zu lösen, befürchtet man unvorhersehbare Wirkungen, zeitliche und persönliche Verstrickungen. Eine Reaktion auf die kaum auflösbare Komplexität sind politische Abstinenz und eine instrumentelle, rein nutzende Haltung gegenüber der eigenen Ausbildung. Wo ist die Universität reformbedürftig? Eine Antwort, in der sich nahezu alle einig sind, heißt: Die Universität bekommt zu wenig Gelder für Forschung und Lehre, und die Ausstattung ist veraltet. Zudem fordert ein Verwaltungsapparat mit zeitraubenden Formalien seinen Tribut. Auch bei genauerer Betrachtung bleibt diese Argumentation schlüssig. Seit vielen Jahren steigen die Studierendenzahlen, wogegen die Mittel für Lehre und Forschung drastische Kürzungen hinnehmen mußten. Doch trotz ihrer empirischen Richtigkeit führt diese Sichtweise in die Handlungsunfähigkeit; denn es wird in absehbarer Zeit keine öffentlich Mittel regnen, Spenden und Drittmittel werden kaum üppiger fließen. Außerdem bleibt ein großes Fragezeichen: Wieso schaffen es einige, den katastrophalen Bedingungen zum Trotz, ein anregendes, unterstützendes Lernklima zu schaffen, innovative Forschung zu treiben und in fruchtbaren Austausch mit der Berufspraxis zu treten? Gewiß, wir können lange Diskussionen darüber führen, wie gute Lehre und Forschung zu definieren sind - doch unabhängig von allen Einzelkriterien ist es offenbar möglich, unter den gegebenen Umständen produktiv zu arbeiten. Wenn morgen alle die verfügbaren Beispiele und Verbesserungsmöglichkeiten übernähmen, könnte man getrost bereits von einer Jahrhundertreform sprechen. Und damit müssen wir die Organisationskultur der Universität als einen Rahmen ins Auge fassen, der Reformen und Qualitätsmanagement nicht unbedingt fördert.

Wie alle Organisationen sorgt auch die Universität durch eine Verschränkung von Selektions- und Sozialisationsprozessen für die Reproduktion ihrer eigenen Werte, Normen und Aufbauprinzipien. Die Studierenden suchen und forschen und lernen, und ob sie dies gut machen, entscheiden diejenigen, die den Ausbildungsgang bereits durchlaufen haben und in der fachlichen Hierarchie höher stehen. Nach dem Diplom, spätestens nach der Promotion wird Abschied nehmen, wer mit dem System Uni nichts anfangen kann. Zurück bleiben jene, die sich mit den Werten und Praktiken der akademischen Organisationskultur zu arrangieren vermögen und sie von ihrer Leistungsfähigkeit überzeugen. Und darüber entscheiden wiederum diejenigen, die die Organisationskultur bisher bestimmt haben.

Anhängern eines westlich-pluralen Demokratieverständnisses werden zwei Punkte ins Auge springen:

1. Die Universität wird von einer „Regierung“ ohne Opposition geführt. Diese beruft sich auf einen monistischen, einheitlichen, einigermaßen konsensuellen Maßstab von Leistungsqualität.
2. Während die Universität offiziell zwei zentrale Aufgaben hat, Forschung *und* Lehre, unterliegt lediglich erstere einer begrenzten Kontrolle durch Begutachtungen, Beurteilungen und Feedback, und auch dies an zentraler Stelle (in Berufungskommissionen) nur hinter verschlossenen Türen.

Meiner Meinung nach tragen diese beiden Faktoren wesentlich zur Trägheit bzw. Stabilität der Universität bei. Die unterstellte Einheitlichkeit der Beurteilungsmaßstäbe und die darauf bauende Konsensfähigkeit der Entscheidungen wird dabei häufig nicht durch offene Diskussion und Kontroverse herbeigeführt, sondern durch Konfliktzerlegung und informelle Stillhalteabkommen: Innerhalb der Universität bilden sich Subsysteme mit spezifischen Teilkulturen, deren Mitglieder untereinander und zwischen ihren jeweiligen Einrichtungen und Gruppen feine Kompromisse und Grenzlinien ausgehandelt haben. Offene Kritik hingegen droht das sensible Gleichgewicht aus den Fugen zu bringen.

Selbst massive Finanzspritzen würden unter diesen Bedingungen allein nicht reichen.

Reformen tun weh, sie bringen Veränderung mit sich und erfordern geistige Flexibilität.

Verbesserungen der Lehre müssen an der Fachkultur ansetzen, sie müssen mit Orten für mehr offene Kritik und mit regelmäßigen Diskussionen über Qualitätskontrolle verbunden werden, und die Studierenden müssen als gleichberechtigte und aktive PartnerInnen einbezogen sein.

Sie dürfen nicht einfach zum Publikum gemacht werden, dem man das 'richtige' Wissen verpaßt.

Ein offener Dialog aller Beteiligten ist von Nöten, hinweg über alle Hierarchien. Ein Dialog ohne Rücksicht auf übertriebene persönliche Mimositäten. Es muß möglich sein, Probleme und Mißstände offen ohne Angst vor subtilen Sanktionen anzusprechen.

Ob alle Beteiligten zur Auseinandersetzung und zur Veränderung bereit sind, kann sich bereits an recht einfachen, handfesten Gesichtspunkten zeigen:

- **Betreuungsintensität:** Ist eine obligatorische zweite Sprechstunde pro Woche (bei 1500 Studierenden) wirklich notwendig? Einigen Professoren erscheint sie unnötig.
- **Bereitschaft zum Einführen von Feedback-Schleifen für Lehrleistungen:** Wie könnte ein Didaktik-TÜV als Teil akademischer Qualifikation aussehen?
- **Aufwand für die Seminargestaltung:** Referate, Referate, Referate - aber wer ist hier Dozent/in? Die sog. 'neuen Lerntheorien' zeigen, daß der motivierte Erwerb transferfähigen Wissens am besten gelingt, wenn Menschen in sozialen Kontexten (kleineren Lerngruppen) kooperativ und möglichst selbstbestimmt an ihren eigenen, komplexen, situierten Problemen lernen können.
- **Offenheit zur Diskussion praxisrelevanter Basiskompetenzen, verbunden mit dem Aufgreifen aktueller Entwicklungen im Fach:** Was muß die Psychologin wirklich wissen? Was ist nützlich?
- **Ernsthafte Interdisziplinarität:** Praktische soziale Probleme halten sich nicht an akademische Fachgrenzen, und die Integration von Wissen aus verschiedenen Disziplinen ist eine Schlüsselkompetenz.
- **Dialogfähigkeit bei der Fachreform selbst:** Hier endet das Verordnungsrecht der Fachspitzen, niemand sollte abgewimmelt werden. Stellungnahmen in befaßten Gremien beginnen noch immer typischerweise etwa so: „Wir verstehen ihre Kritik, *aber* wenn sie sich vorstellen könnten...“

Wenn es nicht an die ernste Diskussion dieser ganz praktischen Fragen geht, muß sich bei vielen Studierenden der Eindruck einstellen, daß es einen geheimen Lehrplan gibt, bei dem es um Scheine statt um Fähigkeiten und Kenntnisse geht. Eine zunehmende Verschulung unterstützt dann nicht die Lehrqualität, sondern eine gleichgültige, formalistische und inkonsequente Atmosphäre der Anwesenheitspflicht. Das Studium wird dann nicht selbstverantwortet und ernsthaft, sondern zugleich unfrei *und* unverbindlich.

Haben psychologische Erkenntnisse in der akademischen Psychologie keine Relevanz?

Erich H. Witte: Wo ist die Universitätsausbildung im Fach Psychologie reformbedürftig ?

Die Diskussion um die Veränderung der Rahmenprüfungsordnung ist in vollem Gange. Hierzu gibt es aktuelle Fragen aus der Sicht der Studierenden und generelle Überlegungen des vormaligen Präsidenten der DGfPs, Herrn Kollegen Kluwe. Da ich aber glaube, dass drei systematische Fehlentwicklungen in der Ausbildung, nach meiner Meinung und Erfahrung, zu beobachten sind, möchte ich diese hervorheben und gezielter darauf eingehen, insbesondere auch deshalb, weil sich die Reform der RPO auf das Hauptstudium konzentriert und das Grundstudium im wesentlichen unverändert beibehält, wenn man jetzt die neuen Studiengänge eines B.A. und M.A. außer acht lässt.

1. Die Verwechslung von Systematik und Didaktik in der RPO, oder:

Warum die Mengenlehre in der Grundschule nicht mehr gelehrt wird

Aus Gründen des systematischen Aufbaus der Mathematik ist der Bezug auf die Grundlagen und damit auf die Mengenlehre hervorragend. Die Mengenlehre stellt die geringsten Anforderungen und lässt sich hervorragend als Kern für die unterschiedlichen Rechenarten identifizieren. Wenn man diesen Kern liefert, müssten sich die Zugänge zu den Rechenarten und ihre Beziehungen untereinander fast automatisch ergeben. Dieses ist für diejenigen richtig, die die Mathematik beherrschen. Diese Systematik ist auch erst in jüngerer Zeit entstanden, sehr viel später als die Verwendung der Mathematik im Alltag. Die Mengenlehre ist eine hervorragende Abstraktionsleistung zur Gewinnung eines allgemeinen Ausgangspunktes für grundlegende mathematische Operationen. Die Vermittlung eines Faches sollte sich jedoch *nicht* an seiner Systematik orientieren, obwohl das zugegebenermaßen reizvoll ist, weil diese Systematik das Wissen der in diesem Fach Gebildeten darstellt. Die Didaktik eines Faches kann jedoch *nicht* auf diesem Abstraktionsniveau ansetzen, weil dieses viel zu weit entfernt ist vom Alltagswissen. Dieses Alltagswissen, bei Kindern in der Grundschule oder bei Studierenden an der Universität, ist der Ausgangspunkt für die Didaktik eines Faches. Der Lehrplan sollte letztlich so organisiert sein, dass er dieses Alltagswissen aufnimmt. So wie die Grundschüler von der Mengenlehre überfordert waren, so sind die Psychologie-Studenten von den abstrakten Inhalten des Grundstudiums überfordert. Die Grundlagendisziplinen und die wissenschaftliche Methodik, die hier im Zentrum stehen, treffen weder auf das Alltagswissen noch auf die Studienmotivation. Bei der gewählten Abfolge von Grund- und Hauptstudium haben wir aus der Perspektive eines erfahrenen Wissenschaftlers den systematischen Aufbau unseres Faches in Lehre und Prüfung transformiert. Dieses ist ein grundlegender Fehler, weil die Systematik sich erst am Ende des Studiums erschließt und die Didaktik als praktische Tätigkeit sich ganz anderen Gesetzmäßigkeiten anpassen muß, die nicht automatisch aus der Systematik ableitbar sind.

Was würde eigentlich passieren, wenn wir zuerst die Inhalte im Hauptstudium und dann die Inhalte im Grundstudium lehren würden? Um die gemeinten Inhalte des Hauptstudiums zu konkretisieren, wähle aus den drei Anwendungsdisziplinen jeweils einen Seminarinhalt, z.B. aus der ABO-Psychologie ein Seminar zur „Arbeitsanalyse“, aus der Klinischen Psychologie ein Seminar zu „Persönlichkeitsstörungen“ und aus der Pädagogischen Psychologie „Lernschwierigkeiten in der Schule und im Erwachsenenalter“. Die Frage ist, auf welche Wissensbestände müsste man in den Seminaren verzichten, um sie qualitativ hochwertig durchführen zu können? Sicherlich fehlt die kritische Distanz eines Forschers bei der Betrachtung der Inhalte, weil dieses Grundlagenwissen noch nicht vorhanden ist. Gleichzeitig kann man durch Hinweise auf dieses Fehlen die Motivation erhöhen, sich mit dem

Grundlagenwissen auseinandersetzen zu wollen. Auf jeden Fall sind diese Inhalte näher am Alltagswissen und der Studienmotivation als die Grundlagenfächer und die Statistik. Daß wir die Grundlagenfächer in der Ausbildung haben müssen, darüber gibt es kaum Zweifel, wenn man an die Ausbildung eines gut qualifizierten Diplompsychologen festhalten will. Mein Vorschlag für die Reform der RPO ist deshalb: *nicht* aus der Systematik die Didaktik abzuleiten, so verführerisch das auch ist, sondern das Studium vom Kopf auf die Beine zu stellen und damit die Inhalte in anderer Reihenfolge zu lehren.

2. Die Unterbewertung von Theorien und wissenschaftlichen Methoden im Vergleich zur Technik, oder: Warum sich die Erde doch um die Sonne dreht

Aus der Systematik der Psychologie ergibt sich der hohe Stellenwert der theoretischen Grundlagen und der wissenschaftlichen Methoden. Aus diesem Grunde werden sie auch gleich zu Beginn des Studiums gelehrt. Leider wird der Wert dieses Wissens bei den Studierenden nicht geschätzt. Die Inhalte seien zu theoretisch, ihr Bezug zur Praxis kaum erkennbar, die Berufstätigkeit würde davon nur wenig tangiert und die wissenschaftliche Methodik sei doch nur in der Forschung einsetzbar. Diese Einschätzung und Bewertung resultiert auch aus der Reihenfolge der Lehrinhalte (s.o.). Was bei den Studierenden aber sehr geschätzt wird, sind praktische Techniken, die in der Bewältigung konkreter Probleme einsetzbar sind. Betrachten wir auch hier konkrete Beispiele aus dem Lehrangebot: Für die *ABO-Psychologie* könnte stehen „Konzeption und Methoden von Teamentwicklungsprozessen“, für die *Klinische Psychologie* „Methoden der Spieltherapie“ und für die *Pädagogische Psychologie* „Präsentation und Visualisierung in der pädagogisch-psychologischen Erwachsenenbildung“. Techniken sind nun aber gerade auch die Inhalte, die an andere Berufsgruppen weitergegeben werden, so dass die Techniken *keine* Berufsidentität herausbilden helfen. Sie anzuwenden, setzt kein Psychologie-Studium voraus. Gleichzeitig sind diese Techniken bei den Studierenden besonders beliebt, auch weil sie vorher im Grundstudium mit allzu abstrakten Inhalten gefüttert wurden. Diese Techniken sind natürlich sehr viel näher am Alltagswissen und treffen eher die Studienmotivation. Für die Didaktik ist zwar die Alltagserfahrung ein wichtiger Ausgangspunkt, für die Entwicklung des Faches ist sie aber völlig ungenügend. Die Alltagserfahrung lehrt, dass jeden Tag im Osten die Sonne aufgeht und im Westen unter. Die Schlussfolgerung daraus ist, dass sich die Sonne um die Erde dreht, wenn man die Alltagserfahrung heranzieht. Es hat nun ca. 1500 Jahre gedauert, bis man durch Theorienbildung das Gegenteil entdeckt hat, was völlig unplausibel ist, wie man der Reaktion der Katholischen Kirche auf die Behauptung Galileo Galileis entnehmen kann. Auch die Aufgabe der Psychologie ist es, durch Theorienbildung und –prüfung sich von der Alltagserfahrung zu lösen und die Alltagsbewältigung durch *neue* Techniken zu verbessern. Der hohe Stellenwert der Grundlagendisziplin und der wissenschaftlichen Methodik für die immer bessere Bewältigung der Alltagswelt ist hervorzuheben in der Lehre und muß sich in dem Aufbau des Studiums und in der Didaktik wiederfinden. Die Techniken, die man auch an Fachfremde weitergeben kann, sind auch aus dem theoretischen Gerüst herauslösbar und als Einzelbausteine zu vermitteln. Die Psychologin muß nun aber wissen, wann sie was, warum, bei wem einsetzt. Hierzu braucht sie ihr theoretisches Wissen, das den Einsatz der Techniken und auch Tests rechtfertigt. Sie schaut mit Hilfe ihrer theoretischen Ausbildung hinter die Alltagsprozesse und genau dieser Umstand schafft die Berufsidentität und Rechtfertigung für dieses konkrete Studium. Auf diesen Umstand muß verstärkt im Studium hingewiesen und in der Lehre Bezug genommen werden.

3. Der systematische Stellenwert der Praxis wird nicht erkannt, oder:
Warum nichts so theoretisch wertvoll ist wie eine gute Praxis.

Man sieht üblicherweise den Transfer von der Theorie in die Praxis („Nichts ist so praktisch wie eine gute Theorie“). Die Forschung erarbeitet ihre Theorie und prüft ihre Prognose. Manchmal erarbeitet die Forschung auch Techniken und prüft ihre Wirksamkeit. In beiden

Fällen geschieht das in einem ausgewählten und für die Theorien oder Techniken günstigen Kontext. Dieser Kontext wurde entsprechend hergestellt, um genau diese Konzepte zu prüfen. In der Praxis jedoch gibt es weniger systematisch hergestellte Rahmenbedingungen und müssen Techniken kombiniert werden. Die Frage ist nun, ob noch immer die Theorien gute Prognosen und die Techniken eine hohe Wirksamkeit aufweisen. Diese Fragestellung ist aus theoretischen Gründen und aus Gründen der Technikentwicklung höchst bedeutsam. Dieser methodologisch unverzichtbare Stellenwert der Praxis für die Theorientwicklung und die Technikonstruktion ist bisher kaum beachtet worden. Forscher und Entwickler machen sich die Arbeit nur dann, wenn die wissenschaftstheoretischen Anforderungen an sie deutlich hervorgehoben werden. Die Güte einer Theorie oder Technik muß sich auch in einem praktischen Kontext erweisen, der durch vielfältige Einflüsse gekennzeichnet ist und nicht auf die Überprüfung hin ausgewählt wurde. (Wir überprüfen damit die *ceteris-paribus*-Klauseln unserer Konstruktionen.) Hierzu muß aber die Praxis selber genauer theoretisch durchstrukturiert bzw. die Techniken systematisch angewandt werden. Zusätzlich müssen dann noch Daten erhoben werden, die der Forschung und Entwicklung zur Verfügung gestellt werden. Aus dieser Kombination zwischen Forschung und Entwicklung auf der einen Seite und Praxis auf der anderen Seite bieten sich Konzeptionen für Seminare an, die diese Verbindung zwischen Theorie und Praxis sowie Lehre und Anwendung aufgreifen und gezielt in das Studium integrieren. In diesem Falle könnte man theoriegeleitete Praxis und praxisgeleitete Forschung und Entwicklung fördern sowie exemplarisch in der Lehre aufgreifen. Das aber ist sicherlich erst am Ende des Studiums möglich.

4. Konsequenzen für eine neue RPO

Aus dem Dargestellten ergibt sich für die Didaktik ein *dreistufiges* Modell in dieser Reihenfolge:

1. Inhalte mit der Nähe zur Lebenswelt (entspricht am ehesten einem Basisstudium der Anwendungsfächer).
2. Theoretische Reflexion der Inhalte (entspricht dem Grundstudium).
3. Verbindung zwischen Theorie und Praxis (entspricht teilweise dem Schwerpunktstudium und muß z.T. gezielt entwickelt werden).

Daß ein solcher Vorschlag quer zu den von vielen akzeptierten Entwicklungen liegt, ist deutlich. Vielleicht aber gibt es trotzdem Möglichkeiten, Teile davon in die neue RPO zu integrieren. Aus diesem dreistufigen Ablauf ließe sich auch eine Anpassung an die neuen Abschlüsse B.A., M.A. und Diplom entwickeln, nämlich den B.A.-Abschluß nach dem ersten Teil mit kurzem Einblick in den zweiten, ein M.A.-Abschluß nach dem zweiten Teil und schließlich ein Diplom-Abschluß nach allen drei Teilen. Man würde für den ersten Teil 3 Semester, für den zweiten 4 Semester und für den dritten 2 Semester vorsehen. Das ist im Umfang mit dem bisherigen Studienplan vergleichbar, nur in veränderter Reihenfolge. Wenn Prüfungen in Zukunft auch nach einem Credit-Point-System abgehalten werden, so ist auch die Aufgabe des Vordiploms alter Provenienz kein Problem.



HAMBURGER FORSCHUNGSBERICHTE -HAFOS-

- HAFOS Nr. 1
1992 Witte, E.H.: The extended group situation theory (EGST), social decision schemes, models of the structure of communication in small groups, and specific effects of minority influences and selfcategorization: An integration.
- HAFOS Nr. 2
1992 Witte, E.H. & Scherm, M.: Technikfolgenabschätzung und Gentechnologie - Die exemplarische Prüfung eines Expertenberichts auf psychologische Konsistenz und Nachvollziehbarkeit.
- HAFOS Nr. 3
1992 Witte, E.H.: Dynamic models of social influence in small group research.
- HAFOS Nr. 4
1993 Witte, E.H. & Sonn, E.: Trennungs- und Scheidungsberatung aus der Sicht der Betroffenen: Eine empirische Erhebung.
- HAFOS Nr. 5
1993 Witte, E.H., Dudek, I. & Hesse, T.: Personale und soziale Identität von ost- und westdeutschen Arbeitnehmern und ihre Auswirkung auf die Intergruppenbeziehungen.
- HAFOS Nr. 6
1993 Hackel, S., Zülske, G., Witte, E.H. & Raum, H.: Ein Vergleich berufsrelevanter Eigenschaften von „ost- und westdeutschen“ Arbeitnehmern am Beispiel der Mechaniker.
- HAFOS Nr. 7
1994 Witte, E.H., The Social Representation as a consensual system an correlation analysis.
- HAFOS Nr. 8
1994 Doll, J., Mentz, M. & Witte, E.H., Einstellungen zur Liebe und Partnerschaft: vier Bündungsstile.
- HAFOS Nr. 9
1994 Witte, E.H.: A statistical inference strategy (FOSTIS): A non-confounded hybrid theory.
- HAFOS Nr. 10
1995 Witte, E.H. & Doll, J.: Soziale Kognition und empirische Ethikforschung: Zur Rechtfertigung von Handlungen
- HAFOS Nr. 11
1995 Witte, E.H.: Zum Stand der Kleingruppenforschung.

- HAFOS Nr. 12
1995 Witte, E.H. & Wilhelm, M.: Vorstellungen über Erwartungen an eine Vorlesung zur Sozialpsychologie.
- HAFOS Nr. 13
1995 Witte, E.H.: Die Zulassung zum Studium der Psychologie im WS 1994/95 in Hamburg: Ergebnisse über die soziodemographische Verteilung der Erstsemester und die Diskussion denkbarer Konsequenzen.
- HAFOS Nr. 14
1995 Witte, E.H. & Sperling, H.: Wie Liebesbeziehungen den Umgang mit Freunden geregelt wünschen: Ein Vergleich zwischen den Geschlechtern.
- HAFOS Nr. 15
1995 Witte, E.H.: Soziodemographische Merkmale der DoktorandInnen in Psychologie am Hamburger Fachbereich.
- HAFOS Nr. 16
1996 Witte, E.H.: Wertewandel in der Bundesrepublik Deutschland (West) zwischen 1973 bis 1992: Alternative Interpretationen zum Ingelhart-Index.
- HAFOS Nr. 17
1996 Witte, E.H. & Silke Lecher: Systematik von Beurteilungskriterien für die Güte von Gruppenleistungen.
- HAFOS Nr. 18
1997 Witte, E.H. & Kaufman, J.: The Stepwise Hybrid Statistical Inference Strategy: FOSTIS
- HAFOS Nr. 19
1997 Kliche, T., Adam, S. & Jannink, H.: „Bedroht uns der Islam?“ Die Konstruktion eines „postmodernen“ Feindbildes am Beispiel Algerienin zwei exemplarischen Diskursanalysen
- HAFOS Nr. 20
1998 Witte, E.H. & Frank von Pablocki: Unterschiede im Handlungsstil: Lage- und Handlungsorientierung in Problemlöse-Dyaden
- HAFOS Nr. 21
1998 Witte, E.H., Sack, P.-M. & Kaufman, J.: Synthetic Interaction and focused Activity in Sustainment of the Rational Task-Group
- HAFOS Nr. 22
1999 Bleich, C., Witte, E.H. & Durlanik, T.: Soziale Identität und Partnerwahl: Partnerpräferenzen von Deutschen und Türken der zweiten Generation
- HAFOS Nr. 23
Anforderungs-
1999 Porschke, C.: Zur Entwicklung unternehmensspezifischer profile mit der Repertory Grid Technik: Ergebnisse einer empirischen Studie
- HAFOS Nr. 24
2000 Witte, E.H. & Putz, Claudia: Routinebesprechungen: Deskription, Intention, Evaluation und Differenzierung
- HAFOS Nr. 25
psycho-
2000 Witte, E.H.: Kundenorientierung: Eine Managementaufgabe mit logischem Feingefühl

- HAFOS Nr. 26
2000 Witte, E.H.: Die Entwicklung einer Gruppenmoderationstheorie für Projektgruppen und ihre empirische Überprüfung
- HAFOS Nr. 27
2000 Figen Karadayi: Exposure to a different culture and related autonomous self: A comparison of remigrant and nonmigrant turkish late adolescent groups
- HAFOS Nr. 28
2000 Witte, E.H. & Raphael, Christiane: Alter, Geschlecht und Informationsstand als Determinanten der Einstellung zum Euro
- HAFOS Nr. 29
2001 Witte, E.H.: Bindung und romantische Liebe: Sozialpsychologische Aspekte der Bindungstheorie
- HAFOS Nr. 30
2001 Witte, E.H.: Theorien zur sozialen Macht
- HAFOS Nr. 31
2001 Witte, E.H.: Wertewandel, wirtschaftliche Prozesse und Wählerverhalten: Sozialpsychologische Gesetzmäßigkeiten zur Erklärung und Bekämpfung von Ausländerfeindlichkeit
- HAFOS Nr. 32
2001 Lecher, Silke & Witte, E. H.: FORMOD und PROMOD: State of the Art der Moderation des Gruppenproblemlösens
- HAFOS Nr. 33
2001 Porschke, Christine & Witte, E. H.:
Psychologische Faktoren der Steuergerechtigkeit
- HAFOS Nr. 34
2001 Tettenborn, Annette: Zeitgemäßes Lernen an der Universität:
„Neuer Wein in alte Schläuche?“
- HAFOS Nr. 35
2001 Witte, Erich H.: Wirtschaftspsychologische Ursachen politischer Prozesse: Empirische Belege und ein theoretisches Konzept
- HAFOS Nr. 36
Witte, Erich H.: Der Köhler-Effekt: Begriffsbildung, seine empirische Überprüfung und ein theoretisches Konzept.
- HAFOS Nr. 37
Diverse: Ethische Grundpositionen und ihre Bedeutung bei der Rechtfertigung beruflicher Handlungen

Die Hamburger Forschungsberichte werden herausgegeben von
Prof. Dr. Erich H. Witte
Psychologisches Institut I der Universität Hamburg
e-mail: witte_e_h@uni-hamburg.de